

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin

Herausgeber: Verein Saiten

Band: 16 (2009)

Heft: 175

Artikel: Hallo Nachbar!

Autor: Sonderegger, Julian / Bühler, Sina / Landolt, Noëmi

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884821>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

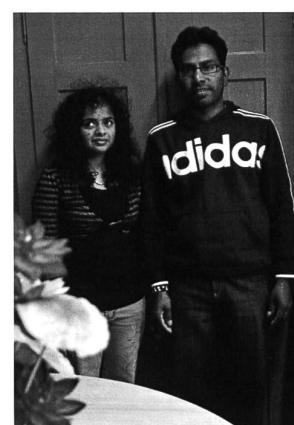
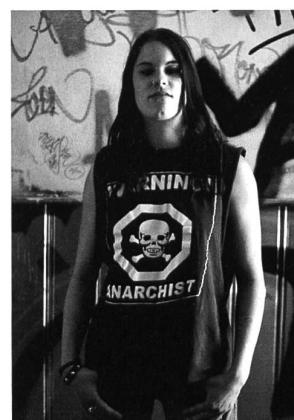
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hallo Nachbar!

MICHI

Das Haus wirkt unbewohnt und leer. Nur aus einem Fenster in den oberen Stockwerken dringt schwaches Licht nach draussen. Wir stapfen die letzten Meter durch Pulverschnee über den Parkplatz und stehen vor einer massigen Eingangstüre aus Holz eines alten, windschiefen Gebäudes. «Siehst du, und bald schon soll dieses Haus einem dieser Betonklötze weichen», sagt Michi. Knapp drei Jahre wohnte der 29-Jährige an der Tulpenstrasse 3, vor drei Monaten ist er ausgezogen. Weil er weg musste, wie er sagt. Weil alle weg müssen.

Wir betreten das Haus. Michi will mir seine alte Wohnung zeigen. Das Licht im Treppenhaus ist schummrig, das Holz unter unseren Füssen ächzt. Fast gespenstig still ist es, als wir die leere Wohnung betreten. Drei kleine Zimmer, eine Küche mit improvisierter Dusche. Das WC ist im Gang. Es ist zugig und kühl. Trotzdem wirken die Zimmer mit den schiefen Holzböden gemütlich. War es nicht ziemlich kalt im Winter? Michi lächelt. «Doch, natürlich», meint er und zeigt auf den Ofen in einer Ecke des Raumes. «Das war unsere Heizung. Die Wohnung bot keinerlei Komfort oder Luxus, dafür konnte man hier billig leben.» Ein wenig Wehmut macht sich in seiner Stimme bemerkbar. Es sei eine wilde, aufregende, aber auch anstrengende Zeit gewesen. Die meisten Bewohner des Hauses lebten in regem sozialen Kontakt. Es gab viele Gespräche und gemeinsame Essen. Besonders gerne erinnert sich Michi an den vergangenen EM-Sommer. «Wir machten jeden Abend den Platz vor unserem Haus zum öffentlichen Raum. Mitbewohner, Kollegen aus der Umgebung und Nachbarn. Wir sassen vor einem winzigen Fernseher und schauten uns die Spiele an.» Es sind vor allem diese spontanen Begegnungen, die Michi vermisst. Im ganzen Quartier habe man diesen Geist gespürt. Aber einem Grossteil der Bevölkerung seien solche Quartiere wohl ein Dorn im Auge. Erst habe man das «Leons» geschliffen, wo er früher wohnte, nun sei halt das Bahnhofsquartier an der Reihe. Zwar anerkennt Michi den grundsätzlichen Anspruch einer Stadt auf eine Uni oder Fachhochschule. Allerdings gebe es viele Menschen in St.Gallen, die auf günstigen Wohnraum angewiesen seien. Sein ehemaliges Zuhause sei mehr gewesen als nur Wohnraum. «Es war ein Treffpunkt, ein Begegnungsort. Ein Platz in dieser Stadt, der ebenso eine Berechtigung haben sollte wie die Hochhäuser, die überall gebaut werden.» Nun lebt Michi mit zwei Freunden in einem Häuschen in Teufen. Obwohl er gerne in seinem alten Zuhause geblieben wäre, gibt es vieles, das er am neuen Wohnort schätzt. «Es ist viel ruhiger. Kein ständiges Kommen und Gehen von Leuten.» Irgendwann wird er wohl trotzdem zurück in die Stadt ziehen, in der Hoffnung, auch dann noch irgendwo erschwinglichen Wohnraum zu finden. **Julian Sonderegger**





SUOR CELINA

Suor Celina muss liegen. Auf einen Sessel gebettet, entschuldigt sie sich dafür. «Nur eine Thrombose», sagt sie und winkt ab. Sie habe gar nicht viel zu erzählen, hatte sie am Telefon gesagt. Sie sei die Letzte der Scalabriner-Schwestern in St.Gallen, und eigentlich gehe das allein gar nicht. «Wir sind eine Communauté, eine Gemeinde», erklärt sie, das heisst, sie müssten mindestens zu dritt sein. Aber seit acht Jahren, seit der italienische Kindergarten, die «scuola materna», geschlossen wurde, bekommen neue Schwestern keine Arbeitsbewilligung mehr. Früher war der italienische Kindergarten in St.Gallen sehr beliebt: Kleine Italienerinnen, Portugiesen, Vietnamesinnen und Jugoslawen besuchten ihn. «Wir betreuten die Kinder zwischen sechs und achtzehn Uhr», sagt Suor Celina, Krippen gab es damals nicht.

Die heute 73-jährige Celina Petrone ist 1972 in die Schweiz gekommen. Der italienische Scalabriner-Orden wurde zur Unterstützung und Betreuung von italienischen Emigranten gegründet. Celinas Vater war auch einer von ihnen. Um der Familie ein Haus kaufen zu können, war er aus Benevento in der Nähe von Neapel nach Argentinien ausgewandert. Zwei Jahre nach seiner Abreise ging die Tochter zum Orden. «Ich wollte das schon als Achtjährige, aber meine Mutter fand es schrecklich», sagt Suor Celina. Das Mädchen bestürmte einen Priester jahrelang, aber erst als sie neunzehn war, empfahl er sie im Institut. Ihre Mutter sei dreimal gekommen, um sie zurückzuholen, dann habe sie aufgegeben. Der Orden schickte die junge Schwester bald ins Ausland, in die Banlieues von Paris, und nach vielen Jahren weiter nach St.Gallen. Sie sollte Kinder berufstätiger Gastarbeiterinnen betreuen. Zuerst in Bruggen, danach an der Tulpstrasse. Die drei Scalabriner-Schwestern wohnten zwei Straßen weiter, an der Rosenbergstrasse 61. Im März sollten sie ausziehen, aber Suor Celina hat schon früher zwei günstige Wohnungen am Rosenbergweg gefunden. «Sehr, sehr traurig» findet sie es zwar, dass das schöne Backsteinauswegmüsse. Aber hier sei es auch sehr schön. Es ist eine karge Wohnung, die Schwestern haben ein Armutsgelübde abgelegt. Die eine dient als Empfangswohnung in St.Gallen. Zurzeit wohnt ein italienischer Physiklehrer dort, bis er eine eigene Wohnung findet. Er bringt der Schwester gerade zwei Pelati-Dosen für den Znacht vorbei. Die meisten Gäste sind aber ausländische Patientinnen und Patienten der St.Galler Augenklinik und ihre Verwandten, die sich kein Hotel leisten können.

Nach zwanzig Jahren in St.Gallen wurde Suor Celina nach Albanien geschickt, um im bet-

telarmen Land humanitär zu helfen. Vier Jahre lebte sie dort, gründete Heime und ein Schneidereatelier, das allerdings nie in Betrieb genommen wurde. Denn als die Aufstände im Land schlimmer wurden, schickte sie das italienische Konsulat überstürzt nach Montenegro. Und was Suor Celina an der dortigen Grenze gesehen hat, lässt sie nicht mehr los. «Ohne Pass liess man die Flüchtlinge nicht herüber, aber das war nicht das Schlimmste. Sie wurden getreten, geschlagen, misshandelt.» Und heute? Wie mit den Ausländern in Italien umgesprungen wird, den Rumänen? Mamma Mia, ruft sie, und schlägt die Hände vor die Augen. Questo benedetto Berlusconi – dieser gesegnete Berlusconi heisst das, und bedeutet doch eigentlich das Gegenteil – was



der nur anrichte! Dass gerade die Italiener, die doch in den vergangenen Jahrhunderten in Massen emigriert sind, so mit Migranten umspringen. «Wer hat denn selbst wählen können, wo er geboren wird?», sagt sie und streicht kopfschützend die Decke glatt.

Sie weiss genau, dass auch die Schweiz kein Musterbeispiel von humanitärem Einsatz ist, aber viele würden dagegen etwas tun. Menschen, die sie bewundert, und dahin schaut sie lieber. Auf das Gute. Schwester Celinas eigene Migration ging übrigens reibungslos vonstatten, die offizielle Integration weniger: Vor ein paar Jahren wollte sie Schweizerin werden, nach über 25 Jahren in der Schweiz. Das gehe nicht, wurde ihr beschieden, wegen der Sprache. Die Schwester, die fliessend zwei unserer Landessprachen spricht, grinst. **Sina Bühlner**

MARGARETHA UND WALTER FUCHS

Eine Beige Fotos liegt auf dem Tisch in der aufgeräumten Stube. Margaretha Fuchs nimmt jedes Bild fast zärtlich in die Hand: «Sehen Sie, diese schicken Hüte. Die hat mir eine Dame aus Paris gebracht. Solche findet man heute kaum noch. Und dieser schöne alte Schrank hier, den hat mein Mann selbst abgelaugt.» Während drei

Jahren haben Margaretha und Walter Fuchs in den Räumen im Erdgeschoss der Rosenbergstrasse 53c und d ein Antiquitätenlädeli geführt. «Das war ein sehr guter Ort, viele verschiedene Leute sind vorbeigekommen», erinnert sich die 73-Jährige. Den jungen Mädchen, die jetzt noch im Haus wohnen, habe das bunte Rössler-Geschirr aus den fünfziger Jahren so gut gefallen, die Nonnen der «scuola materna» hätten regelmässig Dinge vorbeigebracht, die sie nicht mehr brauchten. Viele kamen auch einfach auf einen Kaffee vorbei.

Vor vier Jahren schlossen Margaretha und Walter Fuchs das Lädeli. Man hatte ihnen damals schon gesagt, das Haus würde demnächst abgerissen werden. Von da an hatten die beiden noch ihren fixen Stand am Flohmarkt in der Goliathgasse, den sie seit über zwanzig Jahren betreiben. «Es ist wichtig, dass man noch etwas macht, wenn man pensioniert ist», sagt Margaretha Fuchs. Ihr Mann ist seit zehn Jahren im Ruhestand. Vierzig Jahre lang hatte Walter Fuchs bei der SBB im Hauptbahnhof St.Gallen gearbeitet. Beim Güterverlad, in der Lampisterie und der Wagenreinigung. Die Wagons wurden damals noch in der Lokremise gewaschen. Zum

Schluss arbeitete er im Rangierdienst, stellte Wagen zusammen und machte Manöver. «Mir hat die Arbeit sehr gut gefallen. Ich war jeden Tag draussen, auch morgens um vier Uhr im Schnee», erzählt Walter Fuchs. «Es war eine verantwortungsvolle Arbeit. Manchmal war es auch recht stressig.» Gegen den Schluss sei es einfacher geworden, als der Funk eingeführt wurde. Früher habe man noch mit Pfeifen und Lampen die Manöver gemacht.

Kennengelernt haben sich Walter und Margaretha Fuchs vor gut 25 Jahren. Margaretha arbeitete damals im Erstklass-Bahnhofsbuffet. Man lief sich regelmässig über den Weg, ging nach der Arbeit ein Stück zusammen nach Hause. Walter wohnte damals im St.Otmar-Quartier, Margaretha am Rosenbergweg. Heute wohnt auch Walter dort. **Noëmi Landolt**